

Zeitschrift: Prisma : illustrierte Monatsschrift für Natur, Forschung und Technik
Band: 5 (1950)
Heft: 6

Artikel: Die Schneeberge Argentiniens : ein Hochgebirge als Kulturscheide
Autor: Rohmeder, Wilhelm
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-653903>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Schneeberge Argentiniens

Ein Hochgebirge als Kulturscheide

Von Prof. Dr. Wilhelm Rohmeder, Universität Tucumán

Im Innern Argentiniens, etwas westlich der Stadt Tucumán, zieht eine Gebirgskette von Norden nach Süden, deren höchste Erhebungen „Nevados del Aconquija“ oder — wörtlich übersetzt — „Schneeberge“ heißen. Obgleich ihre Gipfel über 5000 m emporragen, handelt es sich doch nicht um Berge, die ewigen Schnee tragen oder gar um vergletscherte Hochgebirgsketten, denn die klimatische Schneegrenze liegt in dieser Gegend nach den neuesten Berechnungen erst bei 5200 m. Dagegen mag der Name „Schneeberge“ sicher während der letzten Eiszeit zutreffend gewesen sein, weil unter veränderten klimatischen Bedingungen die damals niedrigeren Gipfel große Firnfelder und Gletscherzungen trugen, wovon ihr gegenwärtiges Relief noch deutlich Zeugnis ablegt. Heute fallen nur noch ausnahmsweise weiße Flecken im Landschaftsbild auf und zwar im Sommer häufiger und länger als im Winter. Die Sommerregen und Gewitter dieser Breiten bringen nämlich Feuchtigkeit, die sich auf den höchsten Gipfeln als Graupeln, Hagel oder auch Schnee niederschlägt. Die Wintertrockenheit aber zehrt diese Feuchtigkeit rasch auf, so daß

die Dauer der Schneebedeckung vom Verhältnis zwischen Sommerregen und Wintertrockenheit abhängt.

Schon seit vielen Jahrhunderten, wahrscheinlich sogar seit Jahrtausenden, bildete dieses Gebirge, das sich in einzigartiger Weise von den umliegenden Tiefländern abhebt, eine völker- und kulturscheidende Trennungslinie, die bis auf den heutigen Tag erhalten geblieben ist. Die Natur scheint es bereits zu solcher Einwirkung bestimmt zu haben: Zwischen den feuchtheißen Ebenen im Osten und den Steppen im Westen erheben sich seine Kämme und trennen Gebiete, die notwendigerweise grundverschiedene Lebensformen, Wirtschafts- und Kulturbedingungen aufweisen.

Von altersher hatten sich die Ackerbauern und Tierhalter des Westens gegen die Nomaden des Ostens zu verteidigen. Selber auch kriegerischer Art, haben die seßhaften Diaguitenvölker eine Reihe von Kulturen neben- und nacheinander entwickelt. Ihre Ostgrenze kann heute noch an zahlreichen Befestigungen erkannt werden, die auf vorgeschobenen Spornen liegen oder in Form von Talsperren errichtet wurden.



Wiesental im Aconquija-Gebirge. An den Hängen Erlenwald

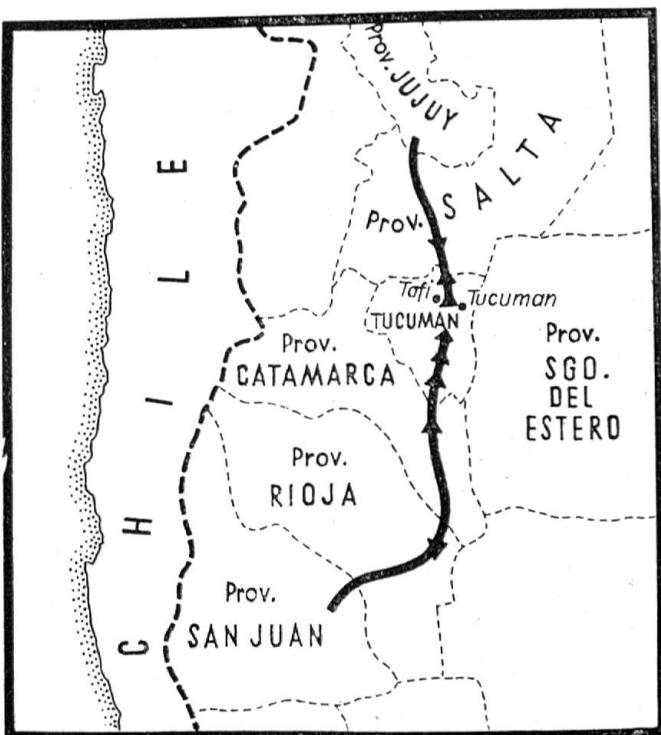
Diese „pucarás“ finden wir als Ruinen entlang der ganzen Länge des Gebirges. Oft sind es ausgedehnte Befestigungsanlagen, wie im Campo del Pucará an der Südostecke des Aconquija-gebirges, dann wieder kleine Dorffliehburgen im Tal von Tafi, wie die Pucará de la Loma Verde, oder es sind nur einfache, befestigte Spähposten. Zusammen bilden sie ein wohlgeordnetes System von großen und kleinen Anlagen, dessen einzelne Teile wahrscheinlich noch nicht einmal alle bekannt sind.

Diese Dauerfront erhielt einige Jahrhunderte vor der spanischen Invasion einen neuen Charakter durch die Eingliederung des Gebietes in das Inkareich. Unter Schonung der überlieferten regionalen Kulturen setzte die neue Zentralverwaltung den verbindlichen Herrscherkultus ein und verwandelte zu diesem Zwecke einige der bestehenden Heiligtümer und Befestigungen in Kultstätten der neuen Imperiumsreligion. Auf hervorragenden Punkten mit weitem Blick wurden Festplätze geschaffen; die Wohnstätten für das Priester- und Dienstpersonal wurden — verschieden von der ortstypischen — in der am Staatsmittelpunkt entwickelten Bauweise errichtet und breite, aufgemauerte Zugangsstraßen gebaut. Manchmal finden wir eine alte Festung, ein Heiligtum und eine Bergwerkssiedlung miteinander verbunden. Die Bergwerke wurden dann von den Spaniern und Jesuiten übernommen und bis zur Vertreibung des Ordens im Jahre 1767 weitergeführt. Eine vor kurzem entsandte Expedition konnte eine solche kombinierte Anlage in 4200 m Höhe auf einem weit nach Osten vorgeschobenen Sporn vor dem letzten Anstieg zu den höchsten Gipfeln topographisch und archäologisch aufnehmen. Die Völkerscheide wurde also nicht durch den Gebirgskamm gebildet, sondern durch die obere Baumgrenze auf der Ostseite. Bis dorthin schweiften nomadische und halbnomadische Sammler- und Jägerstämme, während auf der trockenen, ariden Westseite sich ackerbautreibende und viehhaltende Völker ansiedelt hatten, deren Tierbestand hauptsächlich Lamas bildeten.

Erst in der spanischen Kolonialzeit wurde der Gebirgskamm als Verwaltungsgrenze festgelegt. Auch im modernen argentinischen Staat trennt er die Provinzen Tucumán, Salta und Catamarca. Als Kulturscheide wirkte er — entsprechend den verschiedenen Wirtschaftsbedingungen — weiter. Auf der Ostseite liegt das Kolonisationsland, beginnt die Industrialisierung und die sozialen Probleme machen dem

Staate zu schaffen. Auf der Westseite dagegen wohnen auf seit Jahrhunderten bearbeitetem Berieselungsland seßhafte Einheimische. Sie haben ein reiches Gut an volkstümlicher Überlieferung, das sich in Trachten, Liedern, Festen und Arbeitsgeräten äußert. All dies fehlt auf der Ostseite ganz oder ist, verglichen mit dem Westen, ärmlich. So bildet der Gebirgskamm die genaue Grenze zwischen dem althergebrachten, spanisch beeinflußten Saum- und Sattelzeug des Westens und der vereinheitlichten Industrieware, die im Osten gebraucht wird.

Fast alle Vegetationsformen überziehen die Hänge des Gebirges. Der subtropische Urwald erstreckte sich früher — ein bis zu 40 km breiter Streifen — vom Gebirgsfuß ostwärts in die Ebene. Heute ist er an die Hangansätze zurückgedrängt. In den Tälern und Schluchten steigt er — örtlich verschieden in Zusammensetzung, Dichte und Ausdehnung — bis zu einer Höhe von 2200 m. Dieser Wald bietet vieles, was „tropisch“ anmutet: Eine immergrüne Blatt- und Graswelt sowie in verschiedenen Stufen angeordnete Pflanzen, die von Moosen und Farne auf dem Boden über Gräser und Sträucher zu den niedrigen und mittelhohen Bäumen ansteigen und schließlich in den Baumriesen, die das Ganze überragen, enden. Auf den Bäumen leben Kletterer, Aufsitzer und Schmarotzer — Efeuarten, Moose, Farne, Bromelien und Kakteen — so dicht, daß von Stamm und Ästen kaum mehr etwas zu sehen ist. Frei-



lich erfährt dieser Wald an den Hängen heute dasselbe Schicksal wie einige Jahrzehnte früher der Wald in der Ebene: Die wertvollen Hölzer Lorbeer (*Phoebe porphyria* Gris.), Tipa (*Tipuana Tipa* Benth.) und Zigarrenkistenholz oder Zedrelenholtz (*Cedrela Lilloi*) werden herausgeschlagen. Die Vegetation verarmt in ihrer Artzusammensetzung und wird von Jahr zu Jahr lichter.

Steigen wir höher hinauf, so treffen wir neue Arten in neuen Bindungen, zuerst als Einsprenglinge, dann beherrschend und schließlich wieder einzeln und durch andere Arten ersetzt. Es erscheinen Erlen (*Alnus jorullensis*), Holunder (*Sambucus peruviana*), Stielfruchteiben (*Podocarpus Parlatorei*) und als letzter und ausdauerndster Baum Quenoa (*Polylypis australis*) aus der Verwandtschaft der Rosengewächse. Diese vier Arten bilden ab 2200 m einen Gürtel Höhenwaldes, in den sie in der angegebenen Reihenfolge eintreten, vorherrschen und dann wieder verschwinden. Die saftiggrünen Erlen, die weißblühenden, hellblättrigen Holunder, die blaugrüne Quenoa mit ihren tabakblattfarbenen Stämmen ergeben ein anheimelndes und freundliches Waldbild. Als einsamer Baum, der Legföhre vergleichbar, von Stürmen verkrüppelt,

steigt die Quenoa sogar bis zu 3000, ja 3600 m hinauf.

Jenseits 1500 m Höhe nimmt der üppige Unterwuchs des subtropischen Waldes ab, mehr und mehr treten Gräser an die Stelle der Sträucher, der Wald wird leichter begehbar und schließlich zum Wiesenwald. In Höhen über 2000 m, wohin kein Fahrweg mehr reicht, ist die Wiese als Weide ertragbringender als der Wald, deshalb nehmen nach oben die Flächen zu, auf denen der Wald durch Brandrodung in Wiesen verwandelt worden ist. Diese Bergwiesen — heute weit ausgedehnter als noch vor wenigen Jahrzehnten — steigen die Hänge hinauf und überziehen die steilsten Halden mit einem strotzenden Gräserkleide. Ihre obere Grenze wird durch die Höhe, welche die Regenwolken erreichen, bestimmt. Sie befindet sich bei etwa 3000 m.

Die Zusammensetzung der Vegetation und das Wachstum der Wiesen sind bis zu jener Höhe vom Menschen beeinflußt: Im trockenen Winter wird das Gras angezündet, das Feuer überkriecht alle Halden und Hänge bis weit über 4000 m und aus den Wurzelstöcken keimt im Frühjahr das neue Gras, früher und kräftiger als es sonst der Fall wäre.



Ruinen alter Befestigungsanlagen auf dem Hochgebirgskamm. Im Hintergrund die 4800 m hohe „Ruinenspitze“

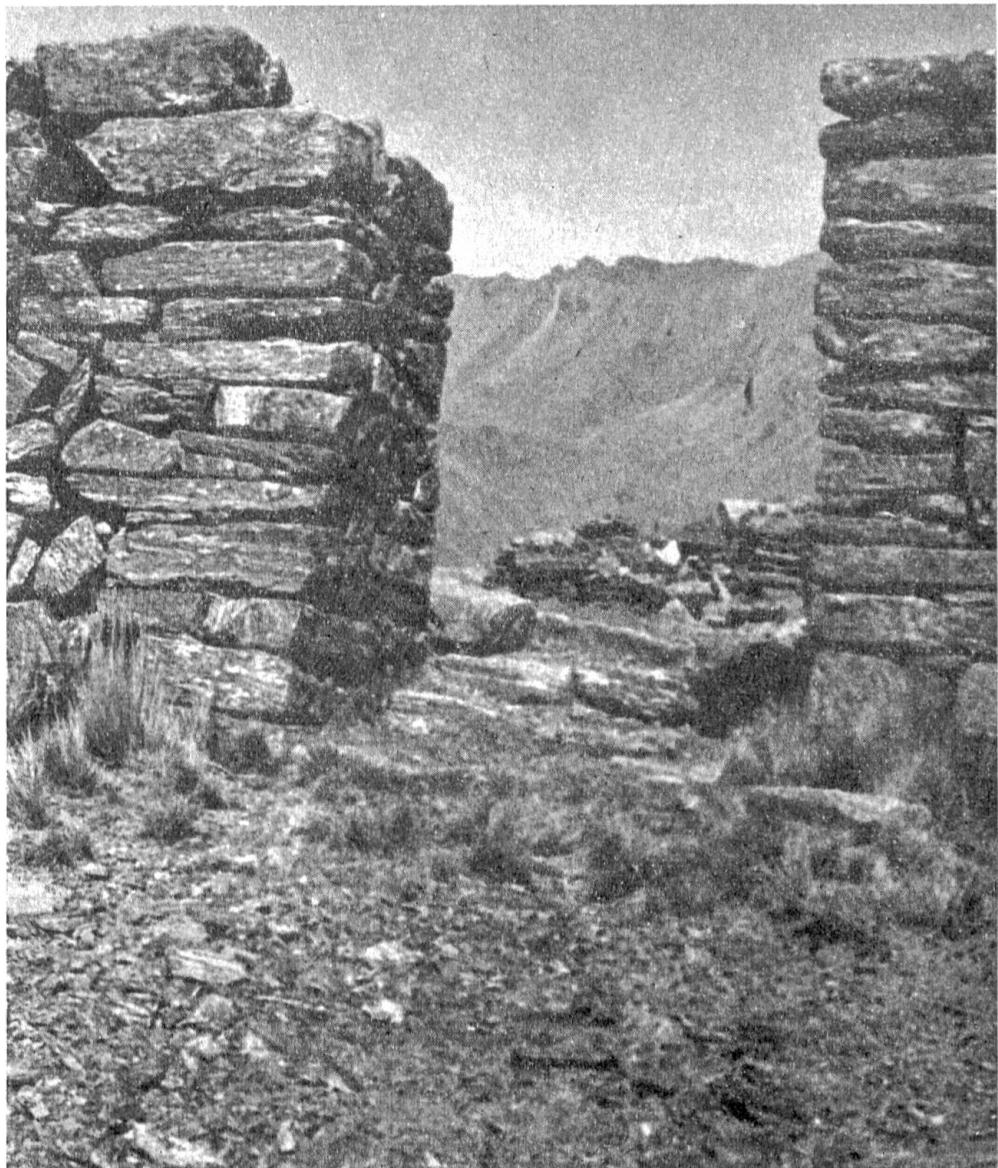


Charakteristischer Ringwuchs der Hochgebirgsgräser
an den Hängen des Anconquija-Gebirges

Innerhalb einer Woche wandelt sich eine solche Brandwiese in grünes Weideland.

Mit zunehmender Meereshöhe wird der Abstand zwischen den Graspflanzen größer und statt der weichblättrigen Arten treten andere,

mit spitzigen und röhrenförmigen Halmen auf. Mit ihnen erscheint als besondere Wuchsform der Gräser der Halbkreis oder Ring. Hierbei wächst die Pflanze — beeinflußt durch den wandernden Gehängeschutt, durch Windrichtung und andere Faktoren — von innen nach außen, bis sie sich wieder in einzelne Büschel auflöst. Man kann in solchem Falle kaum noch von Wiesen sprechen. Jenseits 3500 m treten von neuem Holzgewächse in die Vegetation ein. Die saftiggrünen, harten, harzreichen Polster der zu den Doldenblütlern gehörenden Llareta überziehen Steine und andere Kahlflächen und die zu den Adesmien, einer Gattung der Hülsenfrüchte, zählende Cuerno mit ihren bockshornartig gewundenen, an den Boden



Eine Toröffnung in der Ruinenmauer



Der höchste Gipfel des Aconquija-Gebirges, der 5500 m hohe Nevado del Clavillo

gedrückten Ästen bildet grüne Flecken auf den gelblichen Grashalden. Doch diese Pflanzen verschwinden ab 4500 m Höhe; es halten sich neben dem Gras nur mehr Moose, Flechten und einige Schuttkräutchen, bis schließlich nur noch diese Kräutchen, unter Felsen verborgen, neben den Flechten der Steinbrocken die höchsten Höhen erklimmen.

Das Besteigen der Gipfel des Aconquija-Gebirges bietet — mit wenig Ausnahmen — keine besonderen Schwierigkeiten. Nötig sind Gewöhnung an größere Höhen durch längeren Voraufenthalt, Glück mit dem Wetter und ein gesundes und fröhliches Herz. Bis über 4000 m kann man von der Ostseite her mit Maultieren kommen, auf der Westseite wahrscheinlich noch höher. Die erste genaue Nachricht über die Besteigung des höchsten Gipfels, des Nevado del Clavillo, der eine Höhe von 5500 m erreicht, haben wir von Rudolf Hauthal, aus dem Jahre 1894. Seither sind einige andere Gipfel bestiegen worden, sei es zu Vermessungszwecken, sei es von Guanacojägern, von Erzsuchern oder Berg-

steigern. Das Gebirge als solches ist alpinistisch noch nicht erschlossen. Während andere Gebirge Argentiniens schon eine bergsteigerische Organisation besitzen, die an europäische Verhältnisse erinnert, gibt es im Aconquija-Gebirge noch nichts dergleichen. Jene anderen Gebiete hatten besondere Anreize aufzuweisen, wie der Aconcagua als höchster Berg Amerikas oder die Nahuelhuapi-Region als erster argentinischer Nationalpark.

Die Aconquijagipfel können im Sommer und im Winter bestiegen werden. Im Sommer sind die dauernden Witterungswechsel lästig, im Winter die Kälte und der Mangel an Futter für die Maultiere. Aber von ihren Höhen bietet sich ein Rundblick, der die Mühe reichlich lohnt: Er umfaßt nach Südwesten die schneebedeckten Gipfel der Famatina, nach Westen die tertiären Vulkane des Punarandes und im Nordwesten ist die Chanigruppe zu erspähen, alles Gipfel über 6000 m, während im Osten vor dem Beschauer sich die Ebene dehnt, aus der in der Nacht die Lichter der Städte heraufleuchten.